

(Nachdruck verboten.)

4) Schilf und Schlamm.

Roman von Vicente Blasco Ibañez.

Autorisierte Uebersetzung von Wilhelm Thal.

„Laß los, Sancha, laß los, umarme mich nicht mehr, du bist zu groß.“

Ein neuer Ring ergriff seine Arme und klammerte sie ein. Der Mund der Schlange liebte ihn wie früher, ihr Odem blies in seinen Schnurrbart und verursachte ihm ein angstvolles Beben, während die Ringe sich immer enger zusammensogen, bis der Soldat erstickt, mit krachenden Knochen, in das bunte Polster eingeschnürt, zu Boden sank. Wenige Tage darauf fanden einige Fischer seinen Leichnam, er war nur noch eine unförmliche Masse, gebrochene Knochen und violett schimmerndes Fleisch, — die traurige Wirkung von Sanchas Umarmung. So starb der Hirt, das Opfer der Umarmung seiner alten Freundin.“

Auf der Postbarke lachten die Fremden über diese Geschichte, während die Frauen mit einer gewissen Unruhe ihre Füße bewegten. Sie glaubten, was sich da auf dem Grunde der Barke mit dumpfem Gestöhn rühre, wäre die Schlange Sancha.

Der See ging zu Ende. Die Barke drang von neuem in das Netz der Kanäle, und in der Ferne, in weiter Ferne hoben sich von dem ungeheuren Reisfelde die Häuser von Saler ab, des kleinen, Valenzia am nächsten liegenden Dorfes des Albufera, mit dem von Barken und Schiffen wimmelnden Hafen, die sich mit ihren Masten vom Horizont abhoben.

Der Tag ging zur Küste, und die Barke fuhr mit geringerer Schnelligkeit über die toten Wasser des Kanals. Der Schatten des Segels fiel wie eine Wolke auf die Reisfelder, die sich in der untergehenden Sonne rötlich färbten, während sich unten, auf einem orangefarbenen Hintergrunde, die Schattenrisse der Passagiere abzeichneten.

Veständig zogen, die Ruderstange in den Händen, Leute vorüber, die, auf den Barken stehend, aus den Feldern heimkehrten; eifrig schossen sie evorwärts, diese kleinen schwarzen Barken, deren Rand das Wasser streifte. Diese Boote waren die Pferde des Albufera. Schon in dem frühesten Kindesalter lernt jedes Wesen, das in dieser Seegegend geboren wird, ein Boot steuern, wie man gehen lernt. Es ist unbedingt notwendig, um auf dem Felde zu arbeiten, um zum Nachbar zu gehen und um sich seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Alle, Kinder, Frauen oder alte Leute handhaben mit gleicher Leichtigkeit und Gewandtheit die Ruderstange, die sie in den Schlamm einbohren, um das Fahrzeug über das tote Wasser zu treiben.

In den Nebengräben bewegten sich unsichtbar andere kleine Barken, und jenseits des Gestrüpps sah man große Boote mit unbeweglichen Masten, die mit heftiger Anstrengung vorwärts getrieben wurden.

Von Zeit zu Zeit sahen die Passagiere des Postbootes, wie sich an den Rändern dieser Gräben Weichen öffneten, durch die das unter einem schlammigen Mantel schmutzigen Grüns schlummernde Wasser plötzlich still und geräuschlos durchfloß. Diese Eingänge waren durch Kalneße versperrt, die an Pflocken hingen. Beim Vorüberziehen der Postbarke sprangen ungeheure Ratten aus den Reisfeldern und verschwand in Schlamm.

Die, welche sich schon wegen der Vogeljagd aufgeregt, fühlten, wie die Wut von neuem in ihnen aufstieg, als sie die Kanalkratten erblickten.

„Das wäre eine schöne Jagd, ein prächtiger Schmaus!“ Die Leute vom Festlande protestierten angewidert gegen den Gedanken, Ratten zu essen, unter dem lauten Gelächter und den Scherzen der Bewohner des Albufera. „Gewiß, ein köstlicher Bissen. Wie konnten sie das Gegenteil behaupten, ohne sie je gekostet zu haben? Die Ratten aus den Sumpfen fressen nur Reis, das ist ein königliches Gericht. Man mußte sie nur sehen, wie sie, abgezogen, zu Dutzenden an ihren langen Schwänzen hingen auf dem Markt von Sueca von den Ständen der Schlächter. Nur die Reichen kauften sie; die Aristokratie des Albufera aß nichts anderes.“

Als hielt er sich wegen seiner anerkannten Eigenschaft als reicher Mann für verpflichtet, das Wort zu ergreifen, so hörte Canamel zu stöhnen auf und versicherte mit ernster Miene, er kenne nur zwei Tiere auf der Welt, die tadellos wären: die Taube und die Ratte. Wenn man sie nannte, hatte man alles gesagt.

Die Unterhaltung wurde lebhaft. Der Widerwille, den ihre Gefährten zur Schau trugen, feuerte die Bewohner des Albufera nur noch eifriger an. Diese Leute, die ein so trauriges, häßliches Dasein führen, auf Fleisch verzichten, von den Herden nichts weiter kennen, als was sie in der Dehesa weiden sehen und verurteilt sind, sich beständig von Mäsen und Sumpffischen zu nähren, hekten sich gegenseitig auf, um eine falsche Tapferkeit zu zeigen, auf Fremden durch die erstaunliche Ausdauer ihrer Mägen in Verwunderung zu versetzen. Die Frauen erzählten, welch ausgezeichnetes Gericht die geschmorte Ratte mit Reis bildet, viele hatten es gegessen, ohne es zu wissen und es für ein unbekanntes Fleisch gehalten. Andere sprachen von Schlangenträgern, rühmten das weiche, weiße Fleisch, das weit besser als das der Male schmeckt, und der Schiffer, der zum ersten Male seit der Abfahrt das Schweigen brach, erzählte, er hätte eines Abends mit anderen Fremden in Canamels Schänke eine von einem Matrosen gekochte Krabe gegessen; dieser Matrose war viel in der Welt umhergestreift und hatte in der Bereitung gewisser Speisen eine wahrhaft geübte Hand.

Es begann dunkel zu werden. Die Felder färbten sich schwarz. Der Kanal nahm beim fahlen Lichte der Dämmerung erzgraue Farbe an. Auf dem Grunde des Wassers spiegelten sich die ersten glänzenden Sterne, bei der Bewegung der Barke bald hier und bald dort aufschiefend, wider.

Man näherte sich Saler. Ueber den Dächern der kleinen Häuser erhob sich inmitten zweier Weiler der kleine Kirchturm der Demana, das Haus, in welchem Jäger und Fischer an den bedeutungsvollen Tagen zusammentamen, an dem die Fischposten ausgelost wurden. Vor dem Hause bemerkte man einen ungeheuren Postwagen, der die Passagiere des Bootes später nach der Stadt befördern sollte.

Der Wind hatte aufgehört, und das schlaffe Segel flatterte am Mast herunter. Der Mann mit dem abgeschnittenen Ohr hatte wieder die Ruderstange ergriffen, die er gegen den Rand bohrte, um das Fahrzeug vorwärts zu bringen.

In diesem Augenblick fuhr, nach dem See steuernd, eine kleine, mit Erde beladene Barke vorüber. Ein Mädchen handhabte geschickt die Ruderstange, und vor ihr sah ein junger Mann mit einem Panamahut auf dem Kopfe. Ein jeder kannte sie. Das waren die Kinder des Onkels Tonet, die Erde nach seinem Felde brachten: die Yorda, das unermüdlige Findelkind, das wie ein Mann arbeitete, und Tonet, der Kubaner, der Enkel des Onkel Paloma, der reizendste Burische des ganzen Albufera, der die Welt gesehen hatte und schöne Dinge zu erzählen wußte.

„Guten Tag, Knebelbart,“ rief man ihm vertraulich von der Barke aus zu.

Man gab ihm diesen Epitheton wegen des starken Schnurr- und Knebelbartes, der sein ohnehin schwarzes Gesicht noch verdüsterte, — ein ungeliebter Schmutz in der Albuferagegend, wo alle Männer sich rasieren. Andere fragten ihn mit ironischem Erstaunen, seit wann er denn arbeite.

Die kleine Barke schoß weiter, ohne daß Tonet, der einen raschen Blick auf das Boot warf, diese Scherze gehört zu haben schien.

Mehrere sahen Canamel mit einer gewissen Unverschämtheit an und erlaubten sich dieselben Anspielungen, die man ihm in der Schänke aufstifchte.

„Achtung, Onkel Baco, Ihr reißt nach Valenzia, während Tonet die Nacht in Palmar zubringen wird.“

Der Gastwirt tat zuerst, als hörte er nichts, bis er sich mit nervöser Bewegung ungeduldig aufrichtete, und ein Bornesblick aus seinen Augen schoß. Doch die Fettmasse, die seinen Körper bildete, war stärker als sein Wille und schwerfällig, gleichsam von der Masse erdrückt, fiel er wieder auf die Bank zurück. Wieder begann er schmerzlich zu stöhnen und rief dabei zwischen seinen Mägen:

„Gefindell! Gefindell!“

II.

Die Hütte des Onkel Paloma erhob sich am äußersten Ende von Palmar.

Ein großer Brand hatte das Dorf verwüstet und ihm von Grund aus ein anderes Aussehen gegeben. Die Strohhütten waren schnell in Asche verwandelt worden, und ihre Besitzer, die in Zukunft von der Furcht vor dem Feuer unbehelligt zu leben wünschten, führten auf dem verkalkten Boden Gebäude von Ziegelsteinen auf; die meisten von ihnen benutzten ihre Ersparnisse, um sich Material zu verschaffen, das ihnen, weil sie es erst über der See befördern mußten, äußerst teuer zu stehen kam. Der Teil des Fleckens, der unter dem Brande gelitten hatte, bevölkerte sich mit kleinen Häusern, mit rosa, grün oder blau angestrichenen Fassaden. Der andere Teil von Palmar behielt seinen ursprünglichen Charakter; die Hütten hatten auf beiden Seiten abgerundete Dächer, Barken ähnlich, die man verkehrt auf zwei Schmutzwände gestülpt hatte.

Von dem kleinen Kirchenplatz bis zum Ende des Fleckens, der auf der Seite der Dehesa lag, erstreckten sich die Hütten, die aus Furcht vor dem Brande voneinander getrennt und gleichsam wie durch Zufall hier aufgezogen waren.

Die des Onkels Paloma war die älteste. Sein Vater hatte sie in alter Zeit erbaut, zu einer Epoche, als man in Albufera nicht ein einziges menschliches Wesen traf, das nicht vor Fieber schlotterte.

Das Heidekraut wuchs damals bis an den Fuß der Häuser. Nach den Behauptungen des Onkel Paloma verschwanden die Hennen schon auf der Schwel: darin, und wenn sie einige Wochen später herauskamen, schleppten sie einen ganzen Schwarm frisch ausgebrüteter Küken mit. Zu jener Zeit jagte man noch die Fischotter in den Kanälen, und die Bevölkerung des Sees war so schwach, daß die Fischer nicht wußten, was sie mit den Fischen anfangen sollten, die sie in ihren Netzen fingen.

(Fortsetzung folgt.)

felte Luft.

Die im gewöhnlichen Leben gebräuchlichen Temperaturangaben nehmen alle den Schmelzpunkt des Eises zum Ausgang. Man spricht von „warm“, wenn die Temperatur oberhalb, und von „kalt“, wenn die Temperatur unterhalb des Schmelzpunktes des Eises liegt. Es sei hier bemerkt, daß der Gefrierpunkt des Wassers mit dem Schmelzpunkt des Eises zusammenfallen kann, daß aber unter bestimmten Bedingungen das Wasser sich leicht unterhalb des Schmelzpunktes des Eises abkühlen kann, also etwa auf -4 Grad, ohne zu gefrieren. Also 0 Grad bezeichnet den Schmelzpunkt des Eises, natürlich unter atmosphärischem Druck von 760 mm Quecksilber gemessen. Dieser Temperaturangaben bedient man sich auch im allgemeinen in der Wissenschaft. Aber man sieht wohl leicht ein, daß die Annahme des Schmelzpunktes des Eises als 0 -Punkt eine gewisse Willkürlichkeit in sich birgt. Die Wissenschaft hat darum besonders für Temperaturangaben, die weit unter dem Schmelzpunkt des Eises liegen, nach einem anderen Ausgangspunkt gesucht, und zwar hat sie diesen Punkt bei -273 Grad gefunden. Die Gründe dafür, daß man diese Temperatur von -273 Grad als „absoluten Nullpunkt“ gewählt hat, sind die folgenden: Nach einer Theorie, welche die verschiedenen Temperaturen auf verschiedenen starke Bewegungen der kleinsten Teile, aus denen ein Stoff besteht, zurückführt, muß bei einer Temperatur von -273 Grad jede Bewegung dieser kleinsten Teilchen aufgehört haben, wodurch natürlich auch die Möglichkeit tieferer Temperaturen wegfällt. Denn eine noch tiefere Temperatur müßte sich in noch geringerer Beweglichkeit der kleinsten Teilchen zeigen. Da aber die Bewegung schon völlig aufgehört hat, so ist das, wie schon erwähnt, unmöglich. Man rechnet nun von diesem absoluten Nullpunkt aus, wie von dem gewöhnlichen Nullpunkt. Diese Art der Temperaturangaben hat den großen Vorteil, daß man nur mit positiven Zahlen umzugehen hat, da ja aus den oben kurz erwähnten theoretischen Gründen Temperaturen unterhalb des absoluten Nullpunktes nicht zu bestehen scheinen. Mit absolutem Maß gemessen, würde also der Schmelzpunkt des Eises bei $+273$ Grad und der Siedepunkt des Wassers bei $+373$ Grad liegen.

Der Wert des absoluten Nullpunktes wird einem besonders klar, wenn man sich mit der Temperatur verflüssigter und fester Gase befaßt, da wir da zu Temperaturen gelangen, die dem absoluten Nullpunkt nahe sind. Wir kommen so zu dem eigentlichen Thema, das wir behandeln wollen.

Der Stoff tritt uns in drei verschiedenen Formen entgegen, die Aggregatzustände genannt werden, und zwar unterscheiden wir den gasförmigen, den flüssigen und den festen Aggregatzustand. Es gibt nur ganz wenige Stoffe, von denen wir nicht alle drei Aggregatzustände kennen. Und zwar sind es bisher nur Körper, die uns für gewöhnlich in festem Aggregatzustand

entgegentreten, die wir noch nicht verflüssigen oder vergasen konnten. Der bekannteste dieser Stoffe ist der Kohlenstoff, aus dem unsere Kohle im wesentlichen besteht und dem wir im Graphit oder Diamanten in reiner Form begegnen. Unsere Wärmequellen haben bislang noch nicht ausgereicht, Kohlenstoff soweit zu erhitzen, daß er in den flüssigen oder gasförmigen Aggregatzustand sich umwandelt. Aber dieser Stoffe sind nur wenige.

Es erscheint uns als etwas Selbsterständliches, daß Wasser bei 0 Grad in den festen Aggregatzustand übergeht und bei 100 Grad in den gasförmigen. Ebenso wundern wir uns nicht, wenn Schwefel bei 109 Grad schmilzt und bei 460 Grad sich verflüchtigt oder gasförmig wird. Wenn wir aber hören, daß Körper, die für gewöhnlich gasförmig sind, verflüssigt oder gar in festen Zustand übergeführt werden, so haben wir das Gefühl, daß wir einem hohen Wunder gegenüberstehen und doch hat das gar nichts Wunderbares an sich. Daß wir die Körper für gewöhnlich in einem ganz bestimmten Aggregatzustand antreffen, ist nur den auf der Erde herrschenden Verhältnissen der Temperatur und des Druckes zu verdanken. Hätten wir zum Beispiel eine Durchschnittstemperatur von 60 Grad auf der Erde, so würden wir den allgemeyn bekannten Schwefeläther, der einen leichtflüssigen Körper darstellt, nur als Gas kennen, und hätten wir einen atmosphärischen Druck, der doppelt so groß wäre, wie er jetzt ist, dann würde Wasser erst bei 122 Grad kochen. Man sieht also, daß die Aggregatzustände abhängig sind von dem Druck und der Temperatur. Man wird also bei Anwendung geeigneten Druckes und geeigneter Temperatur jeden Körper in den gewünschten Aggregatzustand überführen können.

Diese Erkenntnis, daß zur Verflüssigung der Gase sowohl ein bestimmter Druck, wie eine bestimmte Temperatur notwendig ist, hat sich erst allmählich entwickelt. Und bevor man sie erlangte, hielt man eine ganze Anzahl von Gasen, darunter den Sauerstoff, Stickstoff und Wasserstoff für beständig, für permanent, wie der wissenschaftliche Ausdruck lautet, das heißt, man glaubte nicht, daß sie ihren gasförmigen Zustand aufgeben und in den flüssigen oder festen übergehen würden. Man vernachlässigte nämlich anfangs die Temperatur und glaubte, durch Zusammenpressen der Gase allein sie verflüssigen zu können. Man war zu diesem Irrtum gelangt, weil man durch einfache Kompression einiger Gase eine Verflüssigung hatte erzielen können. Die bekanntesten dieser Gase sind die Kohlenäure und die schwefelige Säure. Während diese nur einen Druck von etwa drei Atmosphären braucht, um in den flüssigen Zustand überzugehen, muß man jene schon unter einen Druck von 70 Atmosphären bringen. Der um die Mitte des vorigen Jahrhunderts lebende Wiener Gelehrte Rattier hatte bis zu 3600 Atmosphären angewandt, um die oben genannten permanenten Gase zu verflüssigen, aber ohne Erfolg. Da war es eine an der Kohlenäure gemachte Beobachtung, die die Gelehrten auf den rechten Weg wies. Man entdeckte nämlich, daß Kohlenäure, die wärmer als 31 Grad war, auch nicht durch den stärksten Druck in den flüssigen Aggregatzustand übergeführt werden konnte, während bei 31 Grad ein Druck von 77 Atmosphären zum Ziele führte. Kohlenäure war also über 31 Grad auch ein „permanentes“ Gas, wie Sauerstoff, Stickstoff usw. Man nannte diese Temperatur, bei der die Kohlenäure eben noch verflüssigt werden konnte, also 31 Grad, die kritische Temperatur. Die kritische Temperatur der schwefeligen Säure liegt bei 157 Grad. Den Druck, der bei dieser Temperatur nötig war, um die Verflüssigung herbeizuführen, nannte man den kritischen Druck. Nun war es klar, daß man bei den sogenannten permanenten Gasen die Verflüssigungsversuche gemacht hatte bei Temperaturen, die über der kritischen Temperatur der betreffenden Gase lagen, daß also aus diesem Grunde alle Versuche, durch Druck eine Verflüssigung zu erreichen, erfolglos sein mußten. Mit dieser Erkenntnis bewaffnet, gelang es fast gleichzeitig zwei französischen Forschern, L. Cailletet und Pictet, unabhängig voneinander die permanenten Gase zu verflüssigen. Cailletet presste die Gase unter starkem Druck zusammen und ließ sie sich wieder plötzlich ausdehnen. Die dadurch entstehende starke Abkühlung bewirkte eine Nebelbildung der verflüssigten Gase. Pictet leitete die Gase unter starkem Druck in Kupferrohren, die durch flüssige, zu rascher Verdampfung gezwungene Kohlenäure abgekühlt wurden. Er erreichte so eine Abkühlung auf -140 Grad oder $+133$ Grad in absolutem Maß gemessen. Man fand so, daß die kritische Temperatur für Sauerstoff 155 Grad absolut ($= -118$ Grad gewöhnliche Messung, siehe oben), für Stickstoff 124 Grad absolut und für Wasserstoff 83 Grad in absolutem Maß betrug. Wir sind also hier dem absoluten Nullpunkt schon sehr nahe gekommen. Nur ein Gas hat bisher der Verflüssigung widerstanden: Helium, das in letzter Zeit wegen seiner Entdeckung aus Radium benannt, nur in äußerst geringer Menge in der Atmosphäre vorkommende Gas. Obwohl man es unter starkem Druck auf 9 Grad absolute Temperatur, also auf -264 Grad, abkühlte, konnte keine Verflüssigung beobachtet werden. Man hat Grund zur Annahme, daß die kritische Temperatur des Heliums bei 5 Grad absoluter Temperatur liegt. Am erfolgreichsten haben sich noch außer den oben erwähnten Gelehrten die russischen Forscher Problewsky und Olszewsky und vor allem der Engländer J. Dewar (gesprochen Djuer) mit der Verflüssigung der Gase beschäftigt. Die Herstellung flüssiger Luft in ununterbrochenem Betrieb durch den Deutschen Linde ist allgemein bekannt.

Durch rasches Verdampfen der verflüchtigten Gase in luftverdünntem Raume gelang es auch, die „permanenten“ Gase im festen Zustande zu erhalten. Flüssige Kohlenäure wird ohne weiteres fest, wenn man sie aus den Stahlflaschen, in denen sie sich unter starkem Druck befindet, herauslassen läßt. Infolge der raschen Verdampfung eines Teiles der Kohlenäure wird der andere Teil so stark abgekühlt, daß er gefriert. Der Schmelzpunkt für Kohlenäure liegt bei 216 Grad, der für Wasserstoff bei 16 Grad — beides in absoluter Temperatur gemessen. Feste Kohlenäure hat man sogar einmal versucht, in den Handel zu bringen. Man umgab die wie Ziegelsteine geformten Kuchen von fester Kohlenäure mit einer die Wärme schlecht leitenden Hülle. Der Transport ist ein sehr einfacher. Man ist aber wieder davon abgekommen, seitdem die Stahlflaschen, die sogenannten Bomben, allgemein eingeführt worden sind. In den Stahlflaschen sind die verflüchtigten Gase fest eingeschlossen. Die Flaschen halten Druck von hunderten von Atmosphären aus. Es werden jetzt Ammoniak, Kohlenäure und Chlor und viele andere Gase in diesen Stahlflaschen verschickt. Aus einem an den Stahlflaschen angebrachten Hahn kann man die Gase in beliebiger Weise abzapfen. Neuerdings hat Professor S. Erdmann eine Beobachtung gemacht, die weniger als Verreichung der Wissenschaft, als wegen der Nützlichkeit, mit der sie wirtschaftlich verwertet werden soll, allgemeine Beachtung verdient. Erdmann verdunstete flüssige Luft von der Zusammenziehung der atmosphärischen Luft in luftverdünntem Raume, wobei sich der Stickstoff in herrlichen Kristallen in dem flüssig gebliebenen Sauerstoff abschied. Die festen Stickstoffkristalle sollen nun durch eine der Methoden, nach denen man in der Technik schon längst Kristalle von einer Flüssigkeit trennt, z. B. durch Abfiltrieren, vom flüssigen Sauerstoff getrennt werden. Natürlich darf während des ganzen Verfahrens die Temperatur der Flüssigkeit nicht über den Schmelzpunkt des Stickstoffes steigen, der sich bei 60 Grad absoluter Temperatur befindet, während der Schmelzpunkt des Sauerstoffes bei 40 Grad liegt. Es erscheint nicht ausgeschlossen, daß es durch geeignete Konstruktion der Apparate gelingen wird, das Verfahren so auszuarbeiten, daß es zur Gewinnung von reinem Stickstoff verwendet werden und mit dem bisher angewendeten Lindschen Verfahren in Wettbewerb treten kann. Der Unterschied in beiden Verfahren besteht darin, daß Linde die verschiedenen Siedepunkte von Stickstoff (78 Grad absoluter Temperatur) und Sauerstoff (91 Grad) verwendet, um die beiden Körper in genau derselben Weise voneinander zu scheiden, wie man etwa Gemische von Alkohol und Wasser in den Brennereien trennt, während Erdmann die verschiedenen Schmelzpunkte in der oben angegebenen Weise benutzt. Stickstoff wird jetzt in der chemischen Technik stark begehrt für die Herstellung von Kalckstickstoff o. l.

(Nachdruck verboten.)

Das Opfer.

Von Karl Wuffe.

Nikolaus Brus feuerte bei sinkender Sonne seinem Dorf und seiner Hütte zu. Warfus mit hochgetempelten Hosen, die schweren Stiefel an geschulterten Stöck, watete er den Sommerweg der Chaussee entlang, durch den zermahlene weißen Sand, der wie Ruder aufstäubte. Von Zeit zu Zeit fuhr er mit der Hand wie liebkosend gegen die breiten Rocktaschen, als trüg' er in ihnen alle Schätze der Welt, und dann strahlten seine Augen in Lust und Lachen, es strahlte das ganze, schon etwas verwitterte Gesicht, an dem die Schweißtropfen herabließen.

Heilige Mutter Gottes, es war fast zu viel Glück . . . man konnte ordentlich Angst bekommen! Wenn er an früher dachte: wie hatte sich Väterchen auf dem schlechten Boden gesunden! Und alles umsonst . . . nichts hatte einschlagen wollen! Der alte Adam Brus blieb der ärmste Kossäte in ganz Runowo-Pauland. Ein Stück Acker nach dem anderen ging weg — wann kam der letzte dran?

Und heut? Nikolaus strahlte wieder. Seine Lippen spitzten sich, seine Hand fuhr in die Tasche. Natürlich . . . er hatte die Freundin bei sich, niemals trennte er sich von der kleinen Mundharmonika. Und er setzte sie an und begann zu blasen. Hin und her rutschten die Lippen an dem blanken Ding, und das sang und lang, als hätt' es eine Seele und freute sich mit über das Glück des Hauses Brus. Kaum war der Alte tot, sang es an: die Wiesen standen üppiger, die Felder trugen reicher, es fiel kein Stück Vieh mehr, der Junge, der Witold, gedieh, und Nikolaus Brus hatte seitdem ein Lachen im Herzen und in den Augen. Vorsichtig konnt' er beginnen, die drückendsten Schulden abzuzahlen . . . jedes Jahr ein Teilchen. Langsam, langsam holte er sich dann die Acker zurück, die der Vater hatte verkaufen müssen. Es blieb auch dann noch eine ärmliche Mißsache, auf der er saß, aber es ging doch aufwärts. Und gar im letzten Jahre hatte es einen Hund nach vorwärts gegeben, daß ganz Runowo-Pauland auf dem Kopfe stand.

Triumph und Jubel schmetterte die Mundharmonika empor. Juchzend zogen die Töne über das grüne Meer des Roggens, in das der erwachte Abendwind sich ewig wechselnde Täler grub. Schlag auf Schlag war es gekommen: zuerst hatten sie den Witold, seinen Jungen, unter die Soldaten gesteckt . . . unter die blauen Dragoner, die in Bromberg standen. Vater und Sohn zogen ein schlechtes Maul, aber Gott wußte, was er tat. Seit der Witold

Weihnachten sporenkirschend durchs Dorf gegangen war, konnt' die reiche Schulzentochter schlecht schlafen und hatte eine merkwürdige Borliebe für die windschiefe Kossätenhütte. Uebrigens begreiflich . . . alle Mädels waren ja hinter dem Jungen her wie die Hennen hinterm Hahn. Und wenn er die Schulzentochter kriegte, sloß goldner Gager in seine Krippe.

Dann: die Kleinbahn sollte gebaut werden, und bei allem Rechnen und Messen kam das Eine heraus: sie mußte über die Felder von Nikolaus Brus. Da stiegen ein paar Juchzer hintereinander aus der Mundharmonika. Die mageren Acker, die schlechte Frucht gebracht, trugen mit einem Male so viel Gold, daß man doppelt so viel fette dafür kaufen konnt'.

Und das Merkwürdigste, kaum Fahbare war doch jetzt geschahn. Strahlend hatte er, Nikolaus Brus, sich vor ein paar Wochen die Summen für die Felder von der Kasse geholt; strahlend beim Kaufmann Lewandowski ein Gläschen getrunken. Nun, Kaufmann bleibt Kaufmann . . . reden können sie alle wie gedrückt. Der Pan Lewandowski besonders. Der hatte ihm denn auch glücklich ein Papierchen angebreht, ein Los. Natürlich war es dummes Zeug und ziemlich teuer. Aber weil er gerade die große Summe ausgezahlt erhalten hatte, brücte er ein Auge zu. Schön, mochten andere auch 'was verdienen! Man war kein Unmenschen.

Da: vor vierzehn Tagen schon hatte der Kaufmann ihm durch den lahmen Biaska, vor acht Tagen durch Thomas Laszkowicz sagen lassen, er möchte doch mit dem Papierchen mal zu ihm kommen. Und weil er heut grad sowieso in der Stadt zu tun hatte, war er 'rangingen. Was ist los? Kurz und gut: das Papierchen hatte gewonnen. Lewandowski zählte auf: Scheine, Scheine, zulezt tat er noch Gold drauf. Und alles für ihn, den Nikolaus . . . um nichts und wieder nichts! Lachen und Weinen setzten ihm gleichzeitig in der Kehle. Er konnt' es nicht glauben und glaubte es doch schon. Er sah immer wieder unsicher den Kaufmann an, ob der keinen Scherz mit ihm triebe. Und dann plötzlich begann er in blinder Hast alles aufzuraffen, als konnt' das Ganze doch am Ende Spul oder Irrtum sein, als müßte er die Summe so rasch wie möglich in Sicherheit bringen. Bis endlich durch Unglauben und Zucht, Hast und Unruhe sich die unumstößliche Gewißheit Bahn brach: das Geld ist dein!

Etwas von dem Rausch der nächsten Stunden steckte auch jetzt noch in ihm, als er längst mit der Mundharmonika zwischen grünen Feldern hinfährt. Was mit dem Gewinn gemacht werden sollte, stand ihm bereits fest. Man tat noch etwas dazu, und sofort, am liebsten gleich morgen, mußte der Maurer Wislupski antreten und ihm ein neues Haus bauen. Die alte Parade taugte wirklich nichts mehr . . . durch alle Ritzen piff der Wind . . . im Winter konntey sie noch so viel heizen und froren dennoch.

Zwar: er hing an dem Güttchen. War drin geboren, hatte bis jetzt drin gehaust — psia krew, trotzdem es notwendig war, daß es fiel, würde es ihm einen Stich ins Herz geben! Und eigentlich war ein Stall noch nötiger. Aber wenn der Witold nun heiratete? Wenn er die reiche Schulzentochter bekam? Nein, nein, es mußte nun mal ein neues und geräumigeres Haus gebaut werden! Da half nichts. Und die heilige Jungfrau hatte ihm selber nun so gnädig das Geld dazu in den Schoß geschüttelt!

Eigentlich, sein Glück war wirklich beängstigend. Es war fast zu viel. Er wollt' freiwillig 'was opfern, etwa ein paar dicke Altarkerzen für die heilige Jungfrau. Und keiner sollt' ihn scheel ansehen, jedem wollt' er eine Freude machen. Nach Bromberg an den Witold hatte er gleich ein Goldstückchen gesandt; für die Pella'sche, seine Frau, steckten zwei neue Stopftücher hier in der Rocktasche, und ganz unten hatte er die Wurst, die Wurst für das Luderchen . . .

Nikolaus Brus blies nicht mehr; er ging schneller, als er an das Luderchen dachte.

Das Luderchen war nächst dem Witold sein Liebling. Es war ein Hund, den er selber mit der Flasche aufgezogen hatte. Ein Hund, der nun sechs Jahre schon Freud und Leid mit ihm teilte. Ein Hund, wie es keinen zweiten in ganz Polen — nein, in der Welt gab. Schön war er nicht. Er hatte eine Figur, als wär' er vom allmächtigen Schöpfer erst als Meerschwein angelegt und mit Hängen und Bürgen im letzten Augenblick dann noch in einer anderen Tierfamilie untergebracht worden. Für die Klasse, der er angehörte, gab es keinen Namen.

Aber Welch ein Tier! Nikolaus Brus hätte stundenlang erzählen können. Niemals und nirgends war so viel Treue, so viel Verstand, so viel Ausdauer beieinander gewesen! Morgens, wenn es eben hell wurde, bradte das Luderchen schon die Stiefel aus Bett: erst den rechten, dann den linken. Man konntie die Stiefel hintwerfen, wie man wollte: der Linke mit dem Riefter kam stets an zweiter Stelle.

Oder wenn Nikolaus abends vor der Tür Harmonika blies: wer sang so schön mit wie Luderchen? Und wer war des Nachts wachamer, wer folgamer, als dieser Hund? Wer konntie besser schmeicheln? Wer liebte seinen Herren noch so blindlings? Mit einem Worte: Nikolaus Brus hatte Grund, die Wurst zu kaufen.

Er wickelte sie jetzt aus. Und sie bot sich ihm so appetitlich dar, daß er am liebsten selber hineingebeissen hätte, aber er bezwang sich. Wie lange noch, und er war zu Hause. Wie lange noch, und Luderchen schoß ihm wie ein Pfeil entgegen.

Richtig — da kam es schon von weitem heran, als ob es sich überkugelte, mit kurzem Bellen und Freudengeheul, und Nikolaus Brus blieb stehen, schwentte die Wurst, klatschte sich auf die Knie

und schrie einmal übers andere: „M. Abend, Luderchen . . . Luderchen!“

Und wie sich die Weiden nun begrüßten, als hätten sie sich eine Ewigkeit nicht gesehen, war es schwer zu unterscheiden, wer denn eigentlich glücklicher war: der glückliche Nikolaus Prus mit dem Lotteriegewinn oder der struppige Köter, der wie toll an ihm emporfrang, sich an ihn schmiegte und nach der Wurst zappelte — der Köter, der eigentlich ein Meerschwein hätte werden sollen . . .

(Fortsetzung folgt.)

Kleines feuilleton.

Musik.

Die Gemeinde des „Berliner Volks-Chores“ hat einem guten Geschmacks gehuldigt, als sie am Sonntag die Sololieder von Peter Cornelius lebhaft begrüßte. In der Tat ist dieser, mit 60 Jahren zu früh verstorbene Komponist (1824—1874) wohl der im besten Sinne fortschrittlichste unter den Lieddichtern seiner Generation. Die große dramatische Wucht liegt ihm nicht; um so bedeutender ist er im Stilleren, Schlichteren, und überraschend wirkungsvoll durch das Wahrhaftige seiner Kompositionen. Die Texte sind in einer solchen Weise vertont, wie es gerade ihnen kaum besser angepaßt sein könnte. Das Verdienst, gegenüber dem Zeitenden, Tafelmusikartigen von früher auf Sinn und Ausdruck einzugehen, ist es ja namentlich, was „Die neudeutsche Schule“ kennzeichnet. Diesen Untertitel fügte der Veranstalter des Konzertes zu der Hauptbezeichnung „Franz Liszt-Abend“ hinzu; wohl nur das weniger Populäre der ersteren Bezeichnung trieb dazu, einen ganz berühmten Namen an die Spitze des Konzertes zu stellen. Franz Liszt ist der älteste aus diesem Kreis und hat auch praktisch äußerlich wohl am meisten für die Sache getan. Etwas jünger als er ist der eigentliche Dramatiker dieses Kreises, Richard Wagner (1813—1883). Später kamen J. J. Raff (1822—1882), vielleicht der wenigst radikale von ihnen, aber doch noch immer einer besseren Beachtung wert; dann Cornelius und endlich A. Ritter (1833—1896), dem wir ein andermal noch einige Worte zu widmen haben. Das waren die Komponisten jenes Abendes. Neben Cornelius waren die übrigen in geringerem Ausmaß vertreten, und wohl viele Zuhörer fühlten auch etwas Geringseres in ihrer Irtischen Kraft heraus. Von Liszt gab es hauptsächlich zwei Chöre, die den Konzertgebern im allgemeinen gut gelang; das etwas gefünstelt Wichtige, Hinaufgeschraubte von Liszts Kompositionen war auch diesmal schwer zu verkennen, trotz der Partbeit, mit welcher Meister Conrad Ansförge einige seiner Klavierstücke vortrug. Für das Sinnige der verschiedenen Sologefänge war die Sopranistin Mientje van Lammen gerade die richtige Interpretin.

Obwohl jene „Neudeutschen“ sich ersichtlich auch nach dem Gesangsmäßigen in der Komposition bemühen, spielt doch das Instrumentale bei ihnen eine beträchtliche Rolle. Gegen das Ueberwuchern des Spieles über den Gesang besteht eine kleine, doch sehr beachtungswürdige Gegenseitigkeit. Der schärfste und wohl auch kräftigste in dieser Minderheit war zuletzt der zu Berlin wirkende C. A. Grell (1800—1886). Er feindete die Instrumentalmusik geradezu an und trat mit allen Energien für den unbegleiteten, für den a-capella-Gesang ein; ein besonderer Verehrer und Vertreter der Grellschen Richtung, Theodor Strauß, wirkt noch heute in Berlin. Zu dieser Richtung möchten wir nun auch Konstanz Verneker rechnen, dessen Andenken am Sonnabend durch ein eigenes Konzert aufgeführt wurde. Der Komponist (1844—1906) war ein geborener Ostpreuze und wirkte so gut wie sein ganzes Leben lang in Königsberg als Dirigent usw. Jetzt hat sich ein Komitee von hervorragenden Musikern und Musikfreunden gebildet, um ihm nachträglich zu seiner Rechte zu verhelfen. Namentlich war es diesmal der von Margarethe Loeppe geleitete Frauenchor, der sich der Sache annahm, und dessen Vorträge wohl auch das Wichtigste des Abends bedeuteten. Man merkte sofort, daß der Komponist vorwiegend in der Volksmusik gelebt und gearbeitet hat. Der spezifische Wohlklang ohne melodische Simpelheiten und die weichen Rundungen seiner Tonfolgen, mit einer Abneigung gegen das Sprunghafte und Ecige, bewähren den Künstler der Gesangswelt. Ganz besonders interessant aber war es uns, daß derselbe Komponist, der hervorragende Irtische Texte mit so viel Anmut und Eigenart zu vertonen weiß, beträchtlich schwächer wird, sobald es Texte von geringerer und speziell mehr gefünstelter Qualität gilt. So mußten die Kompositionen zu Dichtungen von Felix Dahn ziemlich enttäuschen.

Jedenfalls aber hat uns dieses Konzert, nicht zuletzt durch die Verdienste der mitwirkenden Sänger (Felix Senius u. a.) darauf gespannt gemacht, daß wir einmal etwas von den größeren Chorwerken Vernekers zu hören bekommen.

Einen Lisztabend veranstaltete am Sonnabend in der Singakademie Herr Leo Kestenberg, ein Schüler des gefeierten Pianisten Ferruccio Busoni. Drei große Klavierwerke mit Orchesterbegleitung enthielt das Programm: Die beiden Klavierkonzerte und den Totenanz, die bekannte Paraphrase über „dies irae“. Das ganze Konzert währte nur eine gute Stunde, stellt aber an die Ausdauer und Leistungsfähigkeit des Pianisten die größten

Ansprüche, so daß man es dem Konzertgeber nicht verübeln kann, wenn er sich trotz des großen Weisalles, denn das vollbesetzte Haus am Schluß spendete, zu keiner Zugabe mehr verstand. Daß Herr Kestenberg über die erforderlichen physischen Kräfte verfügt, konnte man von früheren Konzerten her voraussehen, ja man durfte eher vor einem zu viel als von einem zu wenig in dieser Hinsicht besorgt sein. Um so angenehmer überraschte das Raffhalten des Künstlers und die subtile Wiedergabe der zarten Stellen. Daß das rein Technische keinen Stein des Anstoßes bilden würde, war zu erwarten, denn Meister Busoni hatte selbst die Leitung des mit gewohnter Akkuratheit begleitenden Philharmonischen Orchesters übernommen; er würde dies aber gewiß nicht getan haben, wenn er nicht einer technisch wie geistig gut durchgearbeiteten Wiedergabe der Werke seitens seines Schülers sicher gewesen wäre. Wenn wir von dem Konzerte des Herrn Kestenberg in unserem Blatte Notiz genommen haben, während sonst die Hunderte, ja Tausende der in Berlin alljährlich stattfindenden Solistenkonzerte unberücksichtigt bleiben müssen, so geschieht dies, weil Herr Kestenberg schon des öfteren seine Kunst in selbstloser Weise bei künstlerischen Veranstaltungen der Arbeiterschaft zur Verfügung gestellt hat. Hoffen wir, daß dies auch fernere öfter der Fall sein wird.

Naturwissenschaftliches.

Eine Volkszählung in der Lebewelt. So sehr im heutigen Leben fast jeder mit den Ergebnissen der Statistik, soweit sie sich auf menschliche Lebensverhältnisse bezieht, in Verührung tritt, so sehr dürfte das Kapitel von der Dichtigkeit des Vorkommens tierischer und pflanzlicher Lebewesen in der freien Natur für die meisten ein völlig unbeschriebenes Blatt sein. Wer ganz unbereitet Antwort auf Fragen solcher Art zu geben hätte, würde voraussichtlich mit den Tatsachen in einen höchst wunderlichen Zwiespalt geraten und von den Ziffern, die sich aufstellen lassen, aufs höchste überrascht sein. Die Zahl der Früchte, Samen, Insekten usw., die auf einer bestimmten Flächeneinheit vorkommen, wird natürlich je nach Ort und Klima in beträchtlichem Grade schwanken. An sich aber wird ihre Größe den Orten zweifellos jedesmal verhältnismäßig sein. Eine sehr wertvolle und lehrreiche Zusammenstellung praktischer Zählungsversuche veröffentlicht der amerikanische Gelehrte W. L. MacAltee in der Wochenschrift „Science“ als Beitrag zu einer solchen Statistik im Reiche des Lebendigen. Er hat einerseits den Waldboden, andererseits den Wiesenboden zum Gegenstand seiner Untersuchung gemacht und die Zahl und Art der organisierten Gebilde auf einer Fläche von je vier Quadratfuß bestimmt. Der leitende Gedanke dabei war, ein Bild davon zu gewinnen, welche Menge von Nahrung in Wald und Flur den Vögeln zur Verfügung stände. Die entsprechenden Flächen wurden in den Monaten November und März in Arbeit genommen und alle tierischen und pflanzlichen Gebilde, soweit sie sich an der Oberfläche oder bis zu einer Tiefe fanden, wo sie von einem pikenden Vogelschnabel erreicht werden konnten, abgezählt und bestimmt. In den vier Quadratfuß Waldboden wurden gefunden: 12 Käfer, 7 Halbflügler, 8 Hautflügler, 11 Spinnen, 26 andere Gliederfüßer, 9 Würmer, 11 Schnecken, 27 Puppen und Insektenlarven; also zusammen 112 tierische Individuen. Dazu kamen 194 Samen und Früchte. Unter der berechtigten Annahme, daß das untersuchte Bodenstück keine außergewöhnlichen Verhältnisse aufwies, würde sich für jedes Acre (gleich rund 40 Ar) Landes in der betreffenden Waldgegend eine Zahl von 1 216 880 tierischer und 2 107 810 pflanzlichen Organismen ergeben! Auf den vier Quadratfuß Wiese wurden gefunden: 61 Käfer, 20 Halbflügler, 94 Hautflügler, 53 Spinnen, 127 andere Gliederfüßer, 33 Würmer, 20 Schnecken, Puppen und Eier, also insgesamt 1254 tierische Gebilde. Daneben fanden sich 3113 Samen. Somit ergibt sich für ein Acre Wiesenboden eine Zahl von 13 654 710 tierischen und 33 822 745 pflanzlichen Lebewesen. Diese Ziffern sind so interessant und im ersten Moment so unwahrscheinlich, daß ihre Zusammensetzung aus den einzelnen, an sich gar nicht sehr hohen Posten der verschiedenen Gattungen einer näheren Betrachtung wert ist: Die 85 wirbellosen Tiere auf den vier Quadratfuß Waldboden verteilten sich auf 31 verschiedene Gattungen, von denen die überwiegende Mehrheit mit nur einem einzigen Individuum vertreten war, während nur ganz wenige höhere Zahlen bis zu dem vereinzelt Höchstbetrag von 15 Stück aufwiesen. Von den 27 Puppen und Eiern verteilten sich je 2—6 Stück auf die vorhandenen Arten. Die 194 Samen bestanden aus nur 10 Sorten, von denen 8 in ganz kleiner Zahl erschienen, nur der Tulpenbaum mit 57 und das Panicum-Gras mit 89 Stücken waren in größerer Zahl vertreten. Abweichende Verhältnisse zwischen Gattungen und Individuen weist die Fauna des Wiesenbodens auf. Wohl ist auch hier ein sehr großer Teil der Gattungen nur durch ganz wenige Exemplare vertreten. Dagegen fanden sich 933 Ameisen gegen nur 8 im Waldboden, ebenso 102 Springschwänze gegenüber 15 im Walde. Ferner entfallen, wie dies bei einer Wiese kaum überraschen kann, 2716 von den 3113 Samen auf eine einzige Grasart. Sieht man von diesen durch den Spezialcharakter bedingten Zahlen ab, so beläuft sich die Gesamtziffer von 397 Samen und 239 Tieren auf dem Wiesenboden immer noch auf mehr als das Doppelte der Gesamtziffer für den Waldboden. Eine interessante Ergänzung zu diesem Ergebnis ist die von Forbes aufgestellte Statistik des Vorkommens der Vögel. Er findet für den Wald auf die Quadratmeile die Zahl 785, dagegen für die Wiese 1551. Die Dichte der Vogelbevölkerung stimmt also mit der Futterdichte gut überein.